

Rachel Crane
ÉLATHAR
DAS HERZ DER MAGIE

DIE AUTORIN

Rachel Crane ist das Pseudonym einer bekannten Autorin. Nach zwei kaufmännischen Ausbildungen, einem Fachwirt und beinahe einem Jahrzehnt bei einer Bank entdeckte sie das Schreiben für sich.

Und obwohl das inzwischen 15 Jahre her ist, hat es sie noch immer nicht losgelassen. Die Autorin lebt und arbeitet in München.

Rachel Crane

ELATHAR

DAS HERZ DER MAGIE





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2016

© 2015 by Rachel Crane

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe by
cbt Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Catherine Beck

Karte von Tharennia: © Erhard Ringer

Umschlaggestaltung und -illustration:

© Isabelle Hirtz, Inkcraft

MG · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-570-31028-1

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Willst du, dass sie dich erwischen? Das werden sie! Und dann töten sie dich.

Rissa kniete vor dem Kamin und starrte in die Feuerstelle. Flammen leckten über die Scheite, bereit, sich durch das Holz zu fressen, so wie sich die Magie durch ihre Haut fressen wollte.

Seit Tagen verfolgte sie das Prickeln und Knistern unter ihrer Haut, als dränge etwas nach außen. Etwas Verbotenes. Gefährliches. Wie gefährlich es war, wusste sie, auch ohne das Entsetzen zu sehen, das sich in den Augen ihres Vaters zeigte, als sie ihm davon erzählte. All die Jahre hatte er die Hoffnung gehegt, die Magie, die in seinem Blut lag, möge sie verschonen. Von klein auf hatte er ihr eingeschärft, dass sie mit keiner Menschenseele über die Dinge sprechen durfte, die er vollbringen konnte. Wenn jemand davon erfuhr, würden sie ihn töten. Und Rissa womöglich gleich mit.

Dass die Magie sich nun auch in ihr zu zeigen begann, brachte sie beide nur noch mehr in Gefahr.

»Ich will lernen, sie zu beherrschen.«

»Magie ist nichts für kleine Mädchen.«

»Aber Vater, ich bin doch kein kleines Mädchen! Ich bin schon acht!«

Ihre Worte entlockten ihm ein Lächeln. »Das bist du, und erstaunlich erwachsen und klug für dein Alter. Und gerade deshalb vertraue ich darauf, dass du keine Dummheiten machst.«

»Aber –«

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Kein Aber! Du wirst nicht daran rühren. Du wirst vergessen, dass sie da ist. Und du wirst mit niemandem darüber sprechen. Nie!«

Noch in derselben Stunde hatten sie ihre Sachen gepackt und die Schenke und die Stadt hinter sich gelassen, in der sie zu Gast gewesen waren.

Seit Rissa denken konnte, blieben sie nie länger als ein paar Wochen an einem Ort, manchmal nur wenige Tage. Ihr Vater verdiente den Lebensunterhalt für sie beide, indem er als Schreiber arbeitete. Wo immer sie hinkamen, mieteten sie sich ein Zimmer in einem Gasthaus. Während ihr Vater seinem Tagwerk nachging, blieb Rissa die meiste Zeit für sich. Das Leben, das sie führten, machte es schwierig, Freundschaften zu schließen. Seit sie die Magie in sich spürte, war es unmöglich geworden. Zumindest, wenn es nach ihrem Vater ging.

Wieder und wieder hatte er ihr eingeschärft, sich ab sofort von anderen Kindern und erst recht von Erwachsenen fernzuhalten. Zu groß war seine Angst, die Leute könnten die Wahrheit über sie herausfinden.

»Wenn jemand auch nur einen Verdacht hegt, werden sie keine Fragen stellen. Sie werden uns töten. Deshalb ist es wichtig, dass du ihnen aus dem Weg gehst. Menschen wie wir können keine Freundschaften schließen. Uns ist ein einsames Leben bestimmt.«

»Aber du bist doch nicht allein. Du hast doch mich.«

»Und du mich.« Ein trauriges Lächeln glitt über seine Züge. »Das muss genügen.«

Rissa mochte es nicht, allein zu sein. Sie verabscheute es, tagein, tagaus darauf zu warten, dass ihr Vater am Abend zurückkehrte. Die Orte mochten andere sein, ebenso die Gasthäuser, die Stille und die Einsamkeit blieben jedoch immer gleich.

Gestern Abend hatte sie noch einmal versucht, ihren Vater

dazu zu bringen, sie im Umgang mit ihrer Magie zu unterweisen. Er hatte abgelehnt.

»Du darfst nicht an diesen Kräften rühren. Solange du die Magie schlummern lässt, wird niemand herausfinden, was du bist.«

Eine Zauberin. Das war sie. Eine, die niemals mit ihrer Magie in Kontakt kommen würde. Zumindest nicht, wenn es nach ihrem Vater ging. Aber wie sollte sie wissen, ob ihre Gabe wirklich so bedrohlich war, wenn sie nicht einmal wusste, was sie damit bewerkstelligen konnte?

Seufzend legte sie ein weiteres Scheit in den Kamin. Was die Magie anging, mochte er recht haben, in einem jedoch irrte er sich: Sie musste sich nicht von anderen fernhalten. Sie konnte Spielgefährten haben wie jedes andere Kind in ihrem Alter.

Heute wollte sie ihm beweisen, dass es möglich war.

Der Sohn der Wirtin, der hier als Laufbursche arbeitete und vielleicht einen Sommer älter war als sie, hatte ihr angeboten, ihr am Nachmittag die Obstgärten und die zur Schenke gehörenden Kaninchenställe zu zeigen. Er konnte ihr Freund sein und nichts würde geschehen.

Seit ihr Vater nach dem Frühstück das Gasthaus verlassen hatte, sehnte Rissa den Nachmittag herbei. Sie hatte die Wäsche gewaschen und Ordnung in der Dachkammer gemacht, doch ihre Gedanken waren in die Zukunft gerichtet, auf das bevorstehende Treffen am Nachmittag. Die Stunden zogen sich endlos dahin, und obwohl es ihr vorkam, als müsse sich der Tag längst seinem Ende zuneigen, war es gerade einmal Mittag.

Die Magie prickelte und knisterte unter ihrer Haut, so stark und ungeduldig wie niemals zuvor. Lag es an ihrer Rastlosigkeit? Oder würde sich die verbotene Gabe mit jedem Tag stärker bemerkbar machen, ganz gleich, wie sehr sie sie zu ignorieren versuchte?

Rissa schloss die Augen und konzentrierte sich auf das Kribbeln. Es war überall, von den Haarwurzeln bis zu den Zehenspitzen. Ob sie die Energie lenken konnte? Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihren rechten Arm und stellte sich vor, wie es wäre, die Kraft dort in ihrer Hand zu bündeln. Ein pulsierender Strom, der durch ihre Adern pumpte und langsam über den Arm in die Finger floss. Das Prickeln wurde stärker. Es fühlte sich an, als zuckten winzige Blitze zwischen den feinen Härchen auf ihrem Handrücken hin und her. Wärme kroch, ausgehend von ihrer Schulter, langsam den Arm entlang bis in ihre Fingerspitzen. Diese Kraft, die Macht, die sie in sich spürte, hätte ihr Angst einjagen sollen, doch Rissa fürchtete sich nicht. Es fühlte sich gut an. Fast schon vertraut.

Die Hitze in ihren Fingern gab ihr ein Gefühl von Geborgenheit, als könne ihr nichts und niemand je etwas anhaben. Ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Sie würde ihren Vater schon noch dazu bringen, sie im Einsatz ihrer Magie zu unterrichten. Was sie spürte, war viel zu wunderbar, um es auf ewig unangetastet zu lassen.

Ein Geräusch in ihrem Rücken – die Tür! – ließ sie hochfahren. Erschrocken riss sie die Augen auf. Mit einem Schlag war alle Kontrolle dahin. Ein heller Lichtstrahl schoss aus ihren Fingerspitzen in den Kamin, fuhr in die brennenden Scheite und ließ sie in einem gleißenden Feuerball explodieren.

Rissa sprang zur Seite. Die Scheite, die aus dem Kamin geschleudert wurden, flogen an ihr vorbei und verfehlten sie um Haaresbreite. Der Junge, der hinter ihr zur Tür hereingekommen war, hatte dieses Glück nicht. Eines der Scheite traf ihn mitten im Gesicht und warf ihn zu Boden.

Es war der Sohn der Wirtin, der pausbäckige Junge, der ihr Freund und Spielgefährte sein sollte, der jetzt mit entsetzlichen Verbrennungen im Gesicht besinnungslos auf den Dielen lag.

Rissa konnte ihn nur anstarren. Die Magie war fort. Aufgegangen in einem Feuerball, der sie das Leben kosten konnte. Dort, wo vor wenigen Augenblicken noch eine behagliche Wärme unter ihrer Haut gelegen hatte, spürte sie jetzt nichts als Kälte und Furcht. Zitternd schlang sie die Arme um ihren Oberkörper. Dann begann sie zu schreien.

PROLOG

Die buschigen Brauen zusammengezogen, starrte der alte Zauberer auf das Buch, das aufgeschlagen vor ihm auf dem Versuchstisch lag. Die Laternen, die sein fensterloses Labor erhellten, ließen die Buchstaben vor seinen Augen tanzen, bis sie zur Unkenntlichkeit verschwammen. Er brauchte sie ohnehin nicht zu lesen, denn er wusste nur zu gut, was dort geschrieben stand. Wie oft hatte er die Zeilen in den letzten Tagen gelesen? Hundertmal? Tausendmal? Jetzt jedoch hatte er den Blick auf die vergilbten Seiten gesenkt, um seinen Herrn nicht ansehen zu müssen, der auf der anderen Seite des massiven Eichenholztisches stand. Oder den Echschwanz, der vor ihm lag. Das Artefakt, wegen dem sein Herr gekommen war.

»Ich will diese Armee!«

Die Ungeduld, die der Adlige mit jedem Wort verströmte, ließ den Zauberer erschauern. Bedächtig schüttelte er den Kopf. »Herr, das ist wider die Natur! Das könnt Ihr nicht von mir verlangen.«

Der andere sah ihn so durchdringend an, als wollte er sagen, dass seine bloße Existenz wider die Natur war. Was machte es da schon, wenn er tat, weshalb seinesgleichen seit Jahrzehnten verfolgt und hingerichtet wurden, und seine Magie einsetzte?

»Bitte, Herr. Was nützt Euch eine Armee bei unserer Suche? Es könnte Jahre dauern herauszufinden ... Wenn es mir überhaupt jemals gelingt.«

Die Energie, die er für seine Magie ansammelte, hielt ihn

jung. Sein Haar mochte von einzelnen grauen Strähnen durchzogen sein, doch trotz seiner siebzig Sommer hatte er das Aussehen eines Mannes in den frühen Vierzigern. Er war gesund und kräftig, aber in letzter Zeit glaubte er, die Last seines wahren Alters zu spüren. Die verschwendeten Jahre, in denen er seinem Ziel keinen Schritt näher gekommen war.

Fünfunddreißig Jahre waren vergangen, seit die Fürsten gegen die Zauberer in den Kampf gezogen waren. Fünfunddreißig Jahre seit der Ausrottung nahezu aller Magie. Die Zauberer waren gierig geworden. Und machthungrig. Sie hatten ihre Gabe eingesetzt, um ihre eigenen Ziele durchzusetzen, nicht um zu helfen. Den Fürsten war keine andere Wahl geblieben, als sich gegen sie zu stellen. Hätten sie es nicht getan oder auch nur noch ein wenig länger damit gewartet, wäre es zu spät gewesen. Denn dann hätte Tarlan, einer der Zauberer, eine Armee erschaffen, gegen die die Fürsten nicht mal mehr mit vereinten Kräften angekommen wären. Die Fürsten waren Tarlan zuvorgekommen. Das Land war befriedet worden und die einstmaligen sieben Fürstentümer zu einem einzigen Königreich zusammengewachsen. Der Preis für die Zauberer war hoch gewesen. Die meisten waren in der letzten Schlacht gefallen, nur wenigen war – wie ihm – die Flucht gelungen. Von den Soldaten der königlichen Armee verfolgt, waren sie aus Tharennia geflohen, auf die benachbarten Inseln oder den Kontinent im Westen. Nicht einmal eine Handvoll war geblieben und hielt sich unter der Bevölkerung verborgen. Der alte Zauberer war einer von ihnen, geblieben in der Überzeugung, dass es seine Bestimmung war, die Magie zurückzubringen.

Magie war nicht an sich böse. Das *wusste* er. Diejenigen, die sie ausübten, mussten nur angeleitet werden. Wenn dies geschah, konnte viel Gutes daraus entstehen. Doch als die Zauberer in der letzten, alles entscheidenden Schlacht fielen, erlosch mit ihnen auch ihre Magie. Bis auf die wenigen Über-

lebenden gab es keine fähigen Zauberer mehr. Sofern überhaupt noch jemand mit der Gabe der Magie geboren wurde, war sie schwach – ein Schatten der Macht, über die seinesgleichen einst verfügt hatte. Die meisten Menschen bemerkten nicht einmal, welch bemerkenswertes Geschenk ihnen in die Wiege gelegt worden war. Es war, als hätte der Tod der Zauberer und die Vernichtung von Thanasses, ihrer Metropole, die Magie in ihrer einstigen Form ausgelöscht.

Doch der alte Zauberer wusste, dass dem nicht so war. Er wusste, dass das Herz der Magie – ihre Essenz – noch existierte, tief unter den Ruinen der Metropole der Zauberer, verborgen vor jedem, der nicht über die Gabe des Aufspürens verfügte. Wenn es ihm nur gelänge, die Essenz zu finden, könnte er die Magie zurückbringen. Er könnte den Menschen beweisen, was für ein Segen sie sein konnte, wenn man sie nur richtig einzusetzen wusste.

Über drei Jahrzehnte war er auf der Flucht gewesen, war von Ort zu Ort gezogen und nirgendwo länger als ein paar Monate geblieben, aus Furcht, jemand könne erahnen, was er war. Dann hatte der Herr ihn gefunden und mit in seine Burg genommen. Für alle anderen war er nichts weiter als der Berater eines Fürsten – einzig sein Herr kannte die Wahrheit.

Schnell stellte sich heraus, dass sie dasselbe Ziel verfolgten. Sie beide wollten die Rückkehr der Magie. Jetzt, da der Zauberer einen Ort gefunden hatte, an dem er nicht länger fürchten musste, entdeckt zu werden, konnte er endlich mit seiner Suche beginnen.

»Ich sollte mich darauf konzentrieren, jemanden zu finden, der sich auf die Kunst des Aufspürens versteht«, sagte der Zauberer.

Der Adlige trat um den Tisch herum. Gelangweilt zupfte er an den Aufschlägen seines Rocks, doch seine Aufmerksamkeit galt dem Mann vor ihm, der noch nicht ahnte, dass sich ihre Ziele in einem entscheidenden Punkt unterschieden. Und für

seine Ziele würde der Adlige beides benötigen – jemanden, der aufspüren konnte, *und* eine Armee. Er wusste, was die Magie bewirken und wie sie ihm dienen konnte. Was der Zauberer wollte, scherte ihn nicht – nicht mehr, seit er herausgefunden hatte, wie es war, an der Schwelle des Todes zu stehen, das Leben bedroht von einer Krankheit. Einer Krankheit! Wenn überhaupt, so hatte er sich vorgestellt, sein Ende eines Tages auf dem Schlachtfeld zu finden, aber doch nicht im Bett! Er hatte das Fieber überwunden, doch die Erinnerung an seine eigene Vergänglichkeit ließ ihm keine Ruhe mehr. Nein, er wollte nicht sterben. Nicht so und auch nicht auf andere Weise. Nicht, wenn es Wege gab, dies zu verhindern. Und dieser alte Narr, der so voller Ideale steckte, würde ihm den Weg ebnen.

Er griff in die Tasche seines Wamses, ließ das darin befindliche Kupferband in seine Hand gleiten und trat neben den Zauberer. Mit der freien Hand deutete er auf das aufgeschlagene Buch. »Woran arbeitet Ihr gerade?«

Der andere schien über den Themenwechsel erleichtert. Er legte eine Hand auf das Buch und deutete auf einen Abschnitt. »Ich versuche herauszufinden, ob die Gabe des Aufspürens tatsächlich in die Wiege gelegt sein muss, oder ob sie sich auch auf andere Weise – durch ein Artefakt vielleicht – erwerben ließe.«

Der Adlige trat dichter heran, den Blick vermeintlich auf das Buch gerichtet, in Wahrheit jedoch fixierten seine Augen den Arm des Zauberers. Als dieser die Seite umblätterte, rutschte der Ärmel seiner Robe zurück und offenbarte einen Streifen blasser Haut. Die Hand des Adligen schnellte vor und drückte das Kupferband auf das Handgelenk des Zauberers. Der schrie auf, als sich plötzlich zahnartige Zacken daraus erhoben und in seine Haut gruben. Wie eine Schlange wand sich das Band um sein Handgelenk und schloss sich wie ein Armreif darum, während sich seine schimmernden Zähne

in den Arm des Zauberers gruben und das Band immer tiefer in sein Fleisch sinken ließen, bis es unter der Haut kaum mehr zu erkennen war.

»Dies ist ein Band der Gefolgschaft«, erklärte der Adlige, ungerührt vom Schmerz und Entsetzen seines Gegenübers. »Sobald ich es aktiviere, werdet Ihr meinen Befehlen Folge leisten. Ihr werdet nicht länger versuchen, mich abzulenken oder mir meine Pläne auszureden.«

Eine kurze Geste, gefolgt von einem fremdartigen Wort, dessen Bedeutung sich dem Adligen noch nie erschlossen hatte, dann versank das Kupferband endgültig im Fleisch des Zauberers. Alles, was jetzt noch daran erinnerte, war ein dünnes, bereits trocknendes Rinnsal Blut an einem ansonsten unversehrten Handgelenk.

»Jetzt seid Ihr mein.« Er wies auf den Echschwanz, der noch immer auf dem Tisch lag. »Und Ihr werdet mir meine Armee erschaffen!«

»Ja, Herr.«

* * *

Vier Jahre zogen ins Land, in denen der Zauberer herauszufinden versuchte, wie Tarlan es vollbracht hatte, eine Armee zu erschaffen. Er wollte es nicht und hatte mehrfach versucht, sich dagegen zu wehren, doch das Kupferband in seinem Fleisch ließ es nicht zu. Die Magie darin zwang ihn, dem Befehl seines Herrn zu folgen. Manchmal gelang es ihm, sich Zeit zu stehlen, doch sobald sein Herr ihm einen unmissverständlichen Befehl gab, blieb ihm keine andere Wahl, als ihm zu folgen. Sich zu widersetzen, bereitete ihm keine Schmerzen – es war schlichtweg nicht möglich. Die Magie des Kupferbands wirkte in einer Weise auf seinen Willen, der er sich nicht entziehen konnte.

Jahrelang hatte er den Echschwanz studiert, das Artefakt, das Tarlan für seine Armee verwendet hatte. Sein Herr hatte

offenbart, wie er es gefunden hatte – in der Schlucht von Correl in Tarlans Händen. Der Zauberer, der in der Lage gewesen war, eine Armee von Tausenden zu schaffen, war von einem Felsrutsch besiegt worden. Und mit ihm seine Armee. Halb unter den Steinen begraben, die ihn erschlagen hatten, hatte Tarlan gelegen, das Artefakt noch in der Hand. Und überall in der Schlucht die Skelette der Krieger, deren unnatürliches Leben mit ihrem Erschaffer ein Ende gefunden hatte.

Aufgrund des Berichts seines Herrn und der fehlenden Schuppen am Artefakt kam der alte Zauberer zu dem Schluss, dass jede Schuppe in der Lage sein musste, etwa einhundert Krieger zu erschaffen. Anfangs war jeder seiner Versuche, jeder Zauber und jedes Ritual, fehlgeschlagen. Und je länger es dauerte, desto ungeduldiger und zorniger wurde sein Herr. Schließlich hatte der Zauberer begonnen, seine eigene Energie in das Artefakt zu leiten. Beinahe sofort war zu spüren, dass sich etwas veränderte ... dass es zum Leben erwachte. Doch um eine Armee zu erschaffen, brauchte es mehr. Zwei Jahre hatte er damit zugebracht, das Artefakt mit seiner Kraft zu speisen. Als sich die Schuppen schließlich aufrichteten und einen regenbogenfarbenen Schimmer annahmen, wusste er, dass es so weit war. Er suchte sich einen abgeschiedenen Ort, eine Lichtung in einem verlassenen Wald, und leitete einen letzten, massiven Schub Energie in das Artefakt – Energie, die er auch aus seiner Umgebung abzog, bis diese tot und verdorben war. Die Schuppen richteten sich weiter auf und wuchsen an, jetzt nicht mehr bunt schimmernd, sondern silbern glänzend.

Weiter geschah nichts. Um ihn herum war die Erde verdorrt, die Bäume hatten ihr Laub verloren, Äste hingen leblos herab. Vögel waren tot vom Himmel und von den Bäumen gefallen, und sogar den Kadaver eines Rehs konnte er am Rande der Lichtung erkennen. So viel Lebensenergie, die er

seiner Umgebung genommen hatte – etwas, von dem er geschworen hatte, es nie wieder zu tun und zu dem ihn der Zwang seines Herrn dennoch nötigte –, und es reichte nicht aus!

Er schickte noch mehr Energie nach, dieses Mal von seiner eigenen Lebenskraft. Als er schon fürchtete, dass auch das nicht ausreichen würde, begannen sich die Schuppen zu lösen. Wie Herbstlaub fielen sie zu Boden, silbern schimmernd im Sonnenlicht, und zerbarsten in tausend Splitter, als sie auf den Boden trafen.

Entsetzt blickte der Zauberer auf das zerstörte Artefakt. Verzweifelt bemüht, noch etwas zu retten, schickte er einen letzten Energiestoß in Form eines Blitzschlags in die Überreste der Schuppen. Staub wirbelte auf und nebelte alles ein, so sehr, dass er gezwungen war, von der Lichtung zurückzuweichen.

Als sich der Staub schließlich legte, schälten sich darunter die Umriss unzähliger Körper hervor, die sich langsam aufrichteten und dem Zauberer zuwandten, der noch immer den – jetzt schuppenlosen – Echschwanz in Händen hielt. Einen Schwanz, der jetzt nicht anders aussah als ein silberner Stab von der Länge eines Unterarms.

Die Lichtung war voll von diesen Kreaturen, ebenso der dahinter liegende Wald, so weit das Auge reichte.

Es waren Tausende.

Wir erwarten Euren Befehl, Meister, erklang eine Stimme in seinem Geist.

Ehe der Zauberer etwas erwidern konnte, trat sein Herr neben ihn und nahm ihm das Artefakt aus der Hand. »Aufrichten«, befahl er. »Augen zu mir!«

Die Kreaturen folgten.

»Sie benehmen sich wie seelenlose Wesen. So werde ich sie nennen – Seelenlose.« Zufrieden ließ der Fürst den Blick über die Armee schweifen.

Schließlich richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf den Zauberer. »Und jetzt«, sagte er. »Bringt mir jemanden, der des Aufspürens mächtig ist.«

EINIGE JAHRE SPÄTER...

1

Elathar Fjal'Har stand am Rande des Ballsaals und beobachtete das bunte Treiben. Er konnte noch immer nicht glauben, dass er hier war: zurück in Naranor und in der Burg von König Caedmon Melanthion – seinem Vater.

Er war sich der Aufmerksamkeit der anderen Gäste nur allzu bewusst. Manche streiften ihn nur verstohlen mit Blicken, während andere ihn unverhohlen anstarrten und sich erst abwandten, wenn er ihrem Blick begegnete. *Der Bastard ist zurück*, schienen ihre Augen zu sagen.

Obwohl er seine Galauniform trug – schwarze Hosen, glänzende Reitstiefel und eine blausilberne Uniformjacke, auf deren Brust der silberne Greif des Königs prangte –, hob er sich deutlich von den übrigen Gästen ab, die sich in Kostbarkeit und Ausgefallenheit ihrer Gewänder gegenseitig zu übertreffen versuchten. Ohne sein Schwert, das ihm in der Burg nicht gestattet war, fühlte er sich eigenartig schutzlos.

Aufgewachsen in der rauen Landschaft des Nordens, im abgelegenen Fürstentum Maél, hatte er sich mit all der Taktiererei, den Spielchen um Macht und Politik, im Umfeld des Königs nie wirklich anfreunden können. Trotzdem waren Naranor und die Königsburg, die sich am Rande der Klippen über dem Meer erhob, für einige Jahre sein Zuhause gewesen. Er war seinem Vater zum ersten Mal in seinem achten Sommer begegnet, nachdem seine Mutter einem Fieber erlegen war. Damals hatte der König ihn nach Naranor, die Hauptstadt des tharennischen Reichs, holen lassen. Seine Mutter, die dem einfachen Landadel angehörte, hatte ihm nie gesagt,

wer sein Vater war. Sich plötzlich in der königlichen Burg wiederzufinden und zu erfahren, dass er ein Bastard des Königs war, war ein Schock gewesen. Schlimmer jedoch war, dass der König nichts mit ihm zu tun haben wollte. Fremde Männer und Frauen kümmerten sich um ihn und sorgten dafür, dass er erzogen und ausgebildet wurde.

Seine Abstammung war ein offenes Geheimnis, doch solange der König ihn nicht offiziell anerkannte und ihm damit einen Platz in seinem Haushalt und in der Thronfolge einräumte, wagte niemand, die Wahrheit laut auszusprechen. Die einen nannten ihn den Eisprinzen, denn schließlich kam er aus dem kalten Norden. Für die anderen war er nur der Bastard.

Das einzige Mitglied der königlichen Familie, zu dem er Kontakt hatte, war sein Halbbruder Carandir, mit dem zusammen er unterrichtet wurde. Für Carandir war Elathars Abstammung nie ein Problem gewesen – er hatte vom ersten Tag an einen Bruder und Freund in ihm gesehen und ihn auch so behandelt.

Zwei Jahre lang lebte Elathar im Haushalt des Königs, bis dieser ihn das erste Mal zu sich rufen ließ. Es war eine unbeholfene Unterhaltung gewesen, ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, die einander so fremd waren wie König und Untertan. Doch auf dieses erste, zögerliche Gespräch waren weitere Zusammentreffen gefolgt. Treffen, die von Mal zu Mal weniger förmlich ausfielen.

Während seine Beziehung zu seinem Vater wuchs, strafte die Königin ihn weiter mit Missachtung. In der Öffentlichkeit begegnete sie ihm freundlich, doch sobald niemand zugegen war, wich das Lächeln aus ihrem Gesicht, und die Ablehnung, die sie ihm entgegenbrachte, wurde offenbar. Erst als er älter wurde, begriff Elathar, dass ihre Kälte nicht allein daher rührte, dass sein Anblick sie an die Verfehlung ihres Gemahls erinnerte. Vielmehr sah sie eine Bedrohung in ihm. Eine Bedrohung für die Zukunft ihres eigenen Sohns. Elathar war

einen Sommer älter als Carandir. Sollte sein Vater ihn je offiziell anerkennen, wäre der Anspruch auf den Thron der seine.

Ungeachtet des Verhaltens der Königin, waren seine Jahre in Naranor gute Jahre gewesen. Er hatte einen Bruder und Freund gefunden und einen Vater, der mehr und mehr Zeit mit ihm verbrachte. Und dann plötzlich, von einem Tag auf den anderen, hatten sie ihn fortgeschickt.

Der König hatte ihm die Nachricht durch einen seiner Berater überbringen lassen. Der Mann hatte ihm erklärt, dass für einen wie ihn kein Platz im königlichen Haushalt war und dass er die Aufmerksamkeit der Leute vom Thronerben ablenkte. Deshalb hatte man entschieden, dass er nicht länger bleiben konnte. Ab sofort würde er in der königlichen Armee dienen. Auf diese Weise war für seinen Unterhalt gesorgt, und er konnte der Krone auch weiterhin dienlich sein, wie seine Abstammung es verlangte.

Mit gerade einmal vierzehn Sommern hatte Elathar zum zweiten Mal sein Zuhause verloren. Er hatte sich nie für einen Titel oder gar für die Krone interessiert, aber es hatte ihm gefallen, einen Bruder zu haben. Carandir war auch der Einzige, der gekommen war, um sich von ihm zu verabschieden.

Und Carandir war der Grund, warum er heute hier war. Es war seine Vermählung, die heute gefeiert wurde, und ganz gleich, wie sehr sein Vater und die Königin Elathar auch verachten mochten, an seiner Verbundenheit mit seinem Bruder änderte das nichts. Seit er Naranor vor sieben Jahren verlassen hatte, war viel geschehen. Sein ganzes Leben hatte sich verändert, doch die Verbindung zu Carandir war geblieben. Sie hatten einander geschrieben und sich getroffen, wann immer die Aufgaben des einen ihn in die Nähe des anderen geführt hatten. So hatten sie einander nie ganz aus den Augen verloren.

Die Einladung hatte Elathar spät erreicht, weshalb er erst am Morgen angekommen war. Ihm war gerade noch genug

Zeit geblieben, seine Galauniform anzulegen, ehe die Zere-
monie begann. Dainn, seinen stellvertretenden Kommandan-
ten und besten Freund, der mit ihm nach Naranor gekommen
war, hatte er schon auf dem Burghof aus den Augen verloren.
Bei jedem anderen hätte Elathar vermutet, dass er lediglich in
die Stadt wollte, wo zu Ehren der Vermählung des Prinzen
schon seit Tagen ausgelassen in den Schenken und auf den
Straßen gefeiert wurde. Dainn jedoch interessierte sich nicht
für die Feiern. Er war mitgekommen, weil er wusste, wie
schwer Elathar die Rückkehr fiel. Auch wenn Dainn in
Ermangelung einer Einladung weder bei der Vermählung
selbst noch auf dem anschließenden Ball anwesend sein konnte,
wusste Elathar diesen Freundschaftsdienst zu schätzen.

Schlimmer als der Ball war der Empfang am Nachmittag
gewesen, bei dem die Gäste dem König und dann dem Braut-
paar ihre Aufwartung machten. Die Königin hatte sich
zurückgezogen. Man munkelte, dass sie guter Hoffnung sei
und sich schonen musste. Als Elathar vor seinem Vater das
Knie beugte, war der König auf seinem Thron nach vorne
gerückt. Für einen Moment hatte Elathar das Gefühl, als
wollte er aufstehen und zu ihm gehen, doch der König blieb,
wo er war.

»Du bist erwachsen geworden, Elathar.«

Was nicht Euer Verdienst ist, Vater. »Danke, Eure Majestät.«

Der König lächelte. Fast, als würde er sich wirklich freuen,
ihn zu sehen. Was natürlich lächerlich war. Immerhin war er
es gewesen, der ihn damals fortgeschickt hatte. Vermutlich in
der Hoffnung, dass er noch während seiner Ausbildung ver-
recken würde. Warum sonst hätte er, von allen Garnisonen,
ausgerechnet eine Lumpenkompanie für ihn auswählen sol-
len?

Elathar streifte die Erinnerung an den Nachmittag ab und
richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Ballsaal, in den
die Gesellschaft nach einem ausgiebigen Bankett umgesiedelt

war und sich jetzt zu den Klängen der königlichen Musiker amüsierte.

Neben den sechs Fürsten samt ihrer Gefolge war jeder Adlige von Rang und Namen anwesend. Niemand wollte sich ein Ereignis wie dieses entgehen lassen: Der Thronfolger Tharennias heiratete Eleria Dane, die Tochter des mächtigsten Fürsten des Reichs.

Seit sich seine Anwesenheit herumgesprochen hatte, wurde Elathar das Gefühl nicht los, dass einige Leute von ihm mehr fasziniert waren als vom Brautpaar. Während er die Tanzenden beobachtete, spürte er die Blicke auf sich. Er hatte einmal geglaubt, hier zu Hause zu sein. Dazuzugehören. Niemand schien ihm damals einen Vorwurf aus seiner Abstammung gemacht zu haben.

Doch wem machte er etwas vor? Der König mochte sein Vater sein, doch die Königin war nicht seine Mutter. Das hier war nicht sein Zuhause.

Hast du ihn gesehen? Das ist er! Der Eisprinz! ... Bastard ... jabrelang nicht blicken lassen ...

Es waren nur Bruchteile gewisperter Gespräche, die an sein Ohr drangen, doch sie zeigten ihm, wie fremd er hier war.

Was die Menschen dachten, interessierte ihn nicht. Er war wegen Carandir gekommen. Morgen würde er noch bleiben, in der Hoffnung, ein wenig Zeit mit seinem Bruder verbringen zu können, doch danach wollte er zur Garnison zurückkehren. Lumpenkompanie hin oder her – dort war sein Zuhause.

Am liebsten hätte er sich zurückgezogen. Da er später jedoch noch erwartet wurde, konnte er ebenso gut noch bleiben. Im Vergleich zu der Zusammenkunft, die ihm bevorstand, war der Ball das reinste Vergnügen: ein Treffen im engsten Familienkreis – das Brautpaar, der König und die Königin und Fürst Falinn, der verwitwete Vater der Braut. So gut sein Verhältnis zu Carandir auch sein mochte, so wenig

wollte es ihm in den Kopf, warum Carandir dabei auf seiner Anwesenheit bestand. Er hatte von Anfang an deutlich gemacht, dass er zwar zur Vermählung kommen, dem König und der Königin aber, soweit es das Protokoll zuließ, aus dem Weg gehen wollte. Carandir hatte sich einverstanden gezeigt und ihm dann eine offizielle Einladung zukommen lassen. Das Bathrá, zu dem Carandir ihn geladen hatte, war eine alte Tradition. Ein Treffen zwischen den Brautleuten und deren engsten Angehörigen, bei dem der Bräutigam den Anwesenden Wein darbot, woraufhin alle auf das Wohl des jungen Paares tranken. Glücklicherweise würde es nicht lange dauern, denn der Brauch verlangte auch, dass sich das Brautpaar, nachdem alle ihre Kelche geleert hatten, in seine Gemächer zurückzog.

Neben Elathar teilte sich plötzlich die Menge. Als er den Kopf wandte, sah er Carandir auf sich zukommen. Schlank und groß, das lockige braune Haar mit einem silbernen Stirnreif gebändigt, gekleidet in königliches Rot, war er ein Edelmann durch und durch. Seine dunklen Augen strahlten eine Wärme und Freundlichkeit aus, die den meisten Menschen seines Standes abging. Carandir war das Abbild seines Vaters, während Elathar selbst sich mit seinem schwarzen Haar, den grauen Augen und dem meist ernstesten Blick kaum mehr von den beiden hätte unterscheiden können. Ein Grinsen stahl sich in Elathars Mundwinkel. Bisher war ihnen noch keine Gelegenheit zu einer ungestörten Unterhaltung geblieben, dabei brannte Elathar darauf zu erfahren, wie es seinem Bruder ergangen war. All die Dinge, die nicht aus den Nachrichten herauszulesen waren, die sie ausgetauscht hatten. Er war neugierig, wie Carandir zu seiner Frau und zu dieser arrangierten Ehe stand. Das Mädchen – die zukünftige Königin – war hübsch, wenn auch ein wenig zu still und zurückhaltend für Elathars Geschmack. Beim Empfang der Gäste hatte sie kaum ein Wort gesprochen, und wenn, dann so

leise, dass er Mühe gehabt hatte, sie zu verstehen. Auch den Blick hob sie nur selten. Die Tochter eines einflussreichen Fürsten hatte er sich selbstbewusster vorgestellt.

Um die Form zu wahren, verneigte sich Elathar, als sein Bruder vor ihn trat.

»Lass den Unsinn!« Carandir hielt sich nicht mit Förmlichkeiten auf und zog Elathar in eine innige Umarmung. Als er ihn wieder freigab, seufzte er. »Du ahnst nicht, wie froh ich bin, dass du hier bist.«

Elathar runzelte die Stirn. Das war nicht die unbekümmerte Freude, die er erwartet hatte. Fast erschien es ihm, als würde sich hinter Carandirs Worten etwas anderes verbergen. Etwas, das er in der Öffentlichkeit nicht auszusprechen wagte. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Ich muss dringend mit dir sprechen«, sagte Carandir leise. »Jetzt sofort. Lass uns irgendwohin gehen, wo wir ungestört sind.«

Ehe sie sich in Bewegung setzen konnten, kam Fürst Falinn zu ihnen. Falinn Dane, der Fürst von Namada, war ein Mann, der selbst in den einfachsten Gewändern eine Aura von Macht ausgestrahlt hätte. In dem schwarzen, von silbernen Fäden durchwirkten Wams, auf dessen Brust der Leuchtturm, das Wappen seines Hauses, prangte, war er kaum weniger beeindruckend als der König selbst. Seit Elathar ihn das letzte Mal gesehen hatte, hatten sich erste Spuren von Grau in sein dunkles Haar und den sorgfältig getrimmten Bart geschlichen. Doch was einen anderen hätte gealtert wirken lassen, schien seine Stärke nur zu unterstreichen.

»Ich muss Euch meinen Schwiegersohn entführen.«

»Ich wollte nur einen Moment mit meinem Bruder haben, nachdem wir uns so lange nicht gesehen haben«, widersprach Carandir und klang dabei überraschend scharf.

»Dafür ist morgen noch den ganzen Tag Zeit. Jetzt werdet Ihr an anderer Stelle erwartet.« Mit einem Nicken in Elathars

Richtung legte er seine Hand auf Carandirs Ellenbogen und bugsierte ihn davon.

Elathar fragte sich, worüber Carandir mit ihm sprechen wollte. Es hatte sich dringend angehört. Andererseits hätte er sich dann nicht einfach wegführen lassen. Schwiegervater hin oder her, Carandir war immer noch der Thronerbe und stand damit in der Rangfolge über Falinn. Was immer seinen Bruder beschäftigte, konnte offenbar bis morgen warten.

Verärgert über die Unterbrechung, ließ Elathar den Blick erneut durch den Saal schweifen, als er auf der anderen Seite des Tanzparketts eine junge Frau bemerkte, die ihn beobachtete. Als sich ihre Blicke kreuzten, konnte sie ein Lächeln nicht verbergen. Kein verächtliches Lächeln, wie er es heute schon des Öfteren zu sehen bekommen hatte, vielmehr wirkte sie amüsiert. Neugierig geworden, umrundete er die Tanzfläche. Sie stand nicht unmittelbar am Rande des Parketts, wie so viele andere, die nur darauf warteten, zum Tanz aufgefordert zu werden. Stattdessen hatte sie sich nach hinten zurückgezogen, wo niemand ihr Aufmerksamkeit schenkte. Niemand außer Elathar. Sie war jung, vielleicht sechzehn oder siebzehn Sommer, und für eine Frau auffallend groß. Trotzdem wirkte sie geradezu zierlich in ihrem langen dunkelgrünen Kleid. Dort, wo bei anderen Perlen und Edelsteine den Stoff zierten, hatten die Säume ihres Gewands Stickereien. Bis auf silberne Ohrringe und eine Haarnadel, die ihre rotbraunen Locken bändigte, trug sie keinen Schmuck.

Elathar trat neben sie. Obwohl sie groß war, überragte er sie noch immer um einen halben Kopf. »Ich scheine Euch zu amüsieren.«

»Mehr als so mancher eitle Pfau im Saal«, sagte sie, ohne den Blick von der Tanzfläche zu nehmen.

Ihre Unverblümtheit entlockte ihm ein Lächeln. »Ich fürchte, ich bin nur halb so unterhaltsam, wie Ihr womöglich annehmt.«

Jetzt sah sie ihn doch an. Ihre Augen waren von einem dunklen Grün, durchzogen von winzigen goldenen Sprenkeln, die im Kerzenschein funkelten. »Tatsächlich erweckt Ihr auch eher mein Mitleid.«

Elathar hob eine Augenbraue. Diese Begegnung versprach, unterhaltsam zu werden. »Euer Mitleid?«

»Ihr mögt es mir verzeihen, aber ich glaube, dass Ihr im Augenblick an jedem anderen Ort lieber sein möchtet als hier.«

»Und das erkennt Ihr woran?«

»Ihr habt da diese kleine, steile Falte zwischen den Augenbrauen, die sicher nicht da wäre, wenn Ihr Euch nicht zu Tode langweilen würdet.«

Er war ziemlich sicher, dass die Falte – sollte sie je dagewesen sein – in dem Moment verschwunden war, in dem er diese Frau entdeckt hatte. »Womöglich könntet Ihr mir behilflich sein, etwas gegen diese Langeweile zu unternehmen.« Ehe er wusste, was er tat, verneigte er sich vor ihr. »Darf ich um diesen Tanz bitten?«

»Solange Ihr versprecht, mir nicht auf die Füße zu trampeln, falls Ihr Euch spontan entscheidet, die Flucht von hier zu ergreifen.«

Elathar lachte. »Ihr habt mein Wort.« Und als ihm bewusst wurde, dass er sich noch nicht offiziell vorgestellt hatte, fügte er hinzu: »Hauptmann Elathar Fjal'Har, zu Euren Diensten.«

In ihren Zügen zeigte sich keine Regung. Nichts, das darauf hindeutete, dass sie wusste, wer er war. Hatte sie ihn zuvor nicht erkannt, so hätte spätestens sein Name das ändern müssen. Doch sie schien vollkommen ahnungslos zu sein.

»Und Ihr seid Lady ...?«

»Rissa. Mein Vater ist Fürst Falinns Berater.«

Keine Adlige. Das gefiel ihm.

Rissa ergriff den Arm, den er ihr darbot, und ließ sich von ihm in Richtung der Tanzfläche führen. Noch bevor sie sie

erreichten, fragte sich Elathar, was er da tat. Tanzen war nicht gerade eine seiner Stärken. Der Tanz, den er am besten beherrschte, war der des Schwerts. Dass er Rissa aufgefordert hatte, musste seiner Anspannung geschuldet sein. Vielleicht hatte ihm auch der Staub auf den Straßen das Hirn vernebelt. Allerdings wirkte sie nicht, als würde sie das als Entschuldigung gelten lassen, wenn er jetzt einen Rückzieher machte.

Als sie den Rand der Tanzfläche erreichten, hielt Rissa plötzlich inne.

»Stimmt etwas nicht?«

Sie blinzelte. »Ich ... brauche frische Luft.«

»Fühlt Ihr Euch nicht gut?«

Sie winkte ab. »Es ist nur zu stickig hier. Lasst uns nach draußen gehen.«

Froh, dem Tanz nun doch zu entkommen, führte er sie durch eine der großen Flügeltüren nach draußen. Fackeln und Laternen erhellten die Wege durch den königlichen Garten, vorbei an Blumenbeeten und vereinzelt Bänken. Trotz des lauen Frühlingsabends waren nur wenige andere Gäste hier.

»Ich muss zugeben, dass ich froh bin, nicht tanzen zu müssen«, gestand er.

»Ihr habt *mich* aufgefordert.«

»Und ich bin Euch zu tiefstem Dank verpflichtet, dass Ihr Euch dagegen entschieden habt.«

»Ihr seid Krieger! Solltet Ihr nicht auf jedem Schlachtfeld zurechtkommen?«

»Manche Schlachten sind schlimmer als andere.«

Rissa begann zu lachen, und Elathar konnte nicht anders, als einzustimmen. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft verspürte er nicht das Verlangen, woanders zu sein. Eine Frau wie diese hätte er seinem Bruder gewünscht. Jemanden, der schlagfertig war, klug und unterhaltsam. Nicht jemanden wie Eleria, die das Temperament eines Banners bei Windstille zu haben schien.

Nachdem sie sich wieder beruhigt hatten, gingen sie schweigend weiter, bis Rissa schließlich die Stille durchbrach. »Ich bin hier, weil mein Vater der Berater des Fürsten ist. Was führt Euch hierher?«

Hätte sie gewusst, wer er war, hätte sie diese Frage nicht stellen müssen. Ihre Ahnungslosigkeit gefiel Elathar. »Ich bin zusammen mit dem Kronprinzen aufgewachsen.«

Es war durchaus üblich, dass andere Mitglieder des Haushalts mit den Nachkommen der Adligen unterrichtet und erzogen wurden. Beolan, der inzwischen Kommandant der königlichen Leibgarde war, hatte in einigen Bereichen dieselbe Erziehung genossen wie Carandir und Elathar. Die drei hatten einen Großteil ihrer freien Zeit miteinander verbracht und waren, ungeachtet des Standesunterschieds, Freunde gewesen. Nur dass Beolan heute kein Gast war, sondern mit seinen Männern die Verantwortung für die Sicherheit des Königs und die seiner Gäste trug.

»Dann steht Ihr einander nah?«

»Wir waren wie Brüder.«

»Also habt Ihr früher hier gelebt.« Sie streckte die Hand nach einem Zweig aus, der vor ihr über den Weg hing, und schob ihn zur Seite. »Wo seid Ihr jetzt stationiert?«

»Auf der Ebene von Raidon.«

Rissa erbleichte. »Ihr gehört zu einer der Einheiten, die ...«
»... die Aufgabe haben, Zauberer aufzuspüren.«

Der Stützpunkt in Raidon, im Fürstentum Callendaé, war einer von sieben dieser Art – einem in jedem Fürstentum. Nach der siegreichen Schlacht gegen die Zauberer und der Zerstörung ihrer Metropole Thanasses hatten sich die Fürstentümer zu einem einzigen Reich vereint. Als König ernannten sie jenen Mann, der sie in die Schlacht geführt hatte: Barra Melanthion, den bisherigen Fürsten von Atandara und Elathars Großvater. Obwohl in jener letzten Schlacht die Magie ausgelöscht und die meisten Zauberer getötet worden

waren, befahl König Barra eine Säuberung. Zehn Jahre lang durchstreiften Soldaten auf der Suche nach entkommenen Zauberern das Land, und jeder, der nur entfernt den Anschein von Magie erweckte, wurde augenblicklich getötet. Es gab keine Prozesse, nur den sofortigen Tod. Je schneller die Krieger handelten, desto geringer war die Gefahr, dass sich der Beschuldigte mit seiner Magie zur Wehr setzen konnte. Einige entkamen dennoch. Die meisten verließen Tharennia, einige wenige jedoch lebten auch nach der Säuberung noch immer verborgen unter den Menschen. Um sie zu finden, befahl König Barra, dass in jedem der Fürstentümer eine Garnison einzurichten war, deren einzige Aufgabe es war, Meldungen über Magie nachzugehen, Zauberer aufzuspüren und unschädlich zu machen.

Zum ersten Mal, seit er Rissa begegnet war, war die Fröhlichkeit aus ihren Zügen gewichen. »Macht Euch keine Sorgen«, sagte Elathar. »In den sieben Jahren, die ich dort stationiert bin, haben wir nur ein einziges Mal einen wirklichen Zauberer zu Gesicht bekommen.« Den größten Teil ihrer Zeit verbrachten sie damit, Gerüchten nachzugehen, die sich am Ende als genau das herausstellten: Gerüchte.

»Was ist damals passiert?«

»Wir wurden in ein Dorf am Ufer des Strám gerufen, wo angeblich ein ganzes Feld über Nacht verdorrt sein sollte.« Sie waren schon häufiger aus ähnlichen Gründen gerufen worden. Zauberer bezogen die Kraft für ihre Magie aus der Umwelt. Sie entzogen Pflanzen, Tieren und manchmal auch Menschen die Lebenskraft und wandelten sie in Magie um. Die Zauberer von Thanasses waren in ihrem Streben nach Macht sogar so weit gegangen, dass sie nicht nur ganze Landstriche verheerten, indem sie ihnen das Leben entzogen, sondern sich Menschen als lebende Energiespeicher hielten. Menschen, die sie bis zum letzten Lebensfunken aussaugten. Aus den Berichten von einst wusste Elathar, dass tote Tiere

oder verdorrte Felder und Landstriche ein Anlass waren, der Sache auf den Grund zu gehen. Für gewöhnlich stellte sich ziemlich schnell heraus, dass es sich dabei um eine Missernte oder eine grassierende Tierseuche handelte, für die die Menschen einen Schuldigen suchten. Bis auf dieses eine Mal.

»Wir fanden keine Spuren einer Missernte«, fuhr er fort. »Dafür haben wir eine Kate im Wald entdeckt.« Eine Schneise der Verwüstung hatte ihnen den Weg dorthin gewiesen. Jeder Baum, jeder Strauch und jeder Grashalm auf dem Weg dorthin war abgestorben. Vögel waren tot vom Himmel und aus den Bäumen gefallen, und selbst das Wild, das sich im Wirkungsbereich des Zauberers befand, hatte sein Ende gefunden. »Er empfing uns mit einem Feuerball.«

Rissa schnappte nach Luft, und schlagartig wurde Elathar bewusst, dass er sie nicht mit der blutigen Wahrheit jenes Tages konfrontieren konnte. »Ein Armbrustbolzen war schneller als das magische Feuer.«

Zwei seiner Männer waren an jenem Tag gestorben, umgekommen in dem Feuer, mit dem der Zauberer ihnen entgegengetreten war. Auch Elathar hätte den Angriff nicht überlebt, hätte er nicht unter dem Schutz der Blutlinie seines Vaters gestanden. Wie alle ihre Abkömmlinge konnte auch Elathar zwar verletzt, aber nicht durch fremde Hand getötet werden. Krankheiten oder das Alter vermochten sein Leben zu beenden, aber kein gewaltsamer Akt. Und trotzdem würde die Magie einmal seinem Leben ein Ende setzen. Zumindest hatte ihm das der Sehende prophezeit, dem er als Junge in Naranor begegnet war.

Er war damals aus der Burg getürmt, um die Stadt zu erkunden. In der Nähe des Marktplatzes war er auf einen alten Mann gestoßen. Einen Bettler, der vor einer Schale saß, in der ein paar Münzen in der Sonne funkelten.

»Für ein Kupferstück offenbare ich dir dein Schicksal«, hatte er mit heiserer Stimme gesagt. »Hast du eine Münze, Junge?«

Elathar war zögernd näher gekommen, die Finger um das Kupferstück in seiner Tasche geschlossen. Schließlich hatte seine Neugier gesiegt. Magie mochte verboten sein, doch Hellseher waren es nicht. Sie stellten keine Gefahr dar. In Carandirs Augen waren die meisten ohnehin nur Scharlatane, die es auf ein paar Münzen abgesehen hatten. Elathar hatte die Ansicht seines Bruders bisher geteilt, doch dieser hier erschien ihm anders. Irgendetwas im Gesicht des Alten sagte ihm, dass er womöglich wirklich die Zukunft sehen konnte. Und wenn nicht, wäre es zumindest ein Spaß, sich anzuhören, welche Verheißungen er sich für Elathar ausdachte. Neugierig warf er die Münze in die Schale.

»Sag mir, guter Mann, wie viel Glück und Reichtum erwarten mich?«

Der Alte packte ihn beim Handgelenk und schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, war sein Blick verschleiert und die Pupillen von einem weißen Nebel überzogen, als wäre er blind. Erschrocken wollte Elathar seine Hand zurückziehen, doch der Alte gab ihn nicht frei. »Dein Leben ist an die Magie gebunden«, sagte er. »Die Begegnung mit der Magie wird zugleich eine mit dem Tod.«

Eine Begegnung mit dem Tod. Wie recht der Alte doch gehabt hatte. Von Anfang an war sein Leben an Magie gebunden gewesen. Erst der Schutzzauber, der seit Barra Melanthion auf der Blutlinie seines Vaters lag, und später seine Aufgabe in der Garnison von Raidon. Die Begegnung mit dem Tod hatte er gehabt, als der Zauberer seine Kameraden getötet und ihn schwer verletzt hatte.

Als sein Blick erneut Rissas fand, wirkte sie noch immer erschrocken. »Ihr müsst Euch wirklich keine Sorgen machen. Ich glaube nicht, dass es noch viele Zauberer gibt. Jene, die noch nicht aus Tharennia geflohen sind, verstecken sich vermutlich unter irgendwelchen Steinen, um nicht von uns gefunden zu werden. Bestenfalls taugen sie noch zu unheim-

lichen Geschichten, mit denen man hübsche Damen auf langweiligen Bällen erschrecken kann.«

Seine letzten Worte entlockten ihr ein Lächeln.

Er wollte noch etwas sagen, das auch das letzte Unbehagen aus ihren Zügen vertrieb, als er den Mann sah, der vom Haupthaus auf sie zukam. Dainn. Den ganzen Tag über war er nicht auffindbar gewesen und ausgerechnet jetzt musste er das ändern!

Sein Stellvertreter hatte die staubigen Reisegewänder gegen eine saubere Uniform getauscht und sein Haar im Nacken zu einem ordentlichen Zopf zusammengebunden. Als er Elathars Begleitung musterte, umspielte ein Grinsen seine Mundwinkel.

Er verneigte sich kurz vor Rissa, wandte sich dann aber sogleich Elathar zu. »Ich störe nur ungern, aber du wirst jetzt an anderer Stelle erwartet. Ich soll dir ausrichten, dass die Zusammenkunft vorgezogen wurde.«

Ausgerechnet jetzt. Bevor er Rissa begegnet war, hätte er alles darum gegeben, dieses verfluchte Bathrá so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Jetzt allerdings hätte es gern noch ein wenig auf sich warten lassen können. Er wandte sich Rissa zu. »Es tut mir leid, aber ich muss gehen. Soll ich Euch noch zurückgeleiten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht nötig. Ich bleibe noch ein wenig hier.«

»Es hat mich gefreut, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben.«

»Mich auch, Hauptmann.« Aber die Unbeschwertheit von vorhin war noch immer nicht in ihr Lächeln zurückgekehrt.

»Vielleicht bist du doch kein so hoffnungsloser Fall«, sagte Dainn, sobald sie Rissa ein Stück hinter sich gelassen hatten.

»Falls du dir Hoffnungen machst, dass die nächste Vermählung meine sein könnte, schlag dir das lieber gleich aus dem Kopf.«

»Dir ist schon klar, dass du dich versetzen lassen kannst? Auch in die Stadt, in der sie lebt.«

Unwillkürlich musste Elathar lächeln. Auch wenn er sich – im Gegensatz zu Dainn – noch lange nicht als verheiratet ansah, konnte er zumindest versuchen, sie wiederzusehen. Er könnte sie morgen aufsuchen und um einen Spaziergang bitten. Die Lebendigkeit in ihrem Blick und diese unverblümete Offenheit, die sie an den Tag legte, wo andere sich in höfliche Floskeln flüchteten, faszinierten ihn. Abgesehen davon war sie nicht auf den Mund gefallen, was er ausgesprochen erfrischend fand. Er hatte nicht erwartet, einer Frau wie ihr zu begegnen. Ganz besonders nicht hier und heute.

»Weißt du, was sie sich über dich erzählen?«, riss Dainn ihn aus seinen Gedanken.

Nach allem, was er aufgeschnappt hatte, konnte er es sich ungefähr vorstellen. »Ich wette drei Goldstücke, dass darin die Worte Bastard, nicht blicken lassen und Eisprinz vorkommen.«

Dainn grinste. »Ich lasse mich nicht auf Wetten ein, die ich nicht gewinnen kann. Aber auf eines kommst du im Leben nicht! Einer hat doch felsenfest behauptet, dein Vater hätte dich verbannt, weil du ein Zauberer bist. Das ist doch immerhin mal originell.«

Originell. Das war es in der Tat.

»Jetzt mach nicht so ein Gesicht, Elathar. Sobald wir übermorgen hier raus sind, gehen wir erst einmal in eine Schenke und spülen diesen ganzen Adelsmuff mit einem ordentlichen Humpen herunter.«

Jetzt musste auch Elathar grinsen. Dainn wusste immer, wie er ihn aufheitern konnte. Als er vor sieben Jahren zur Lumpenkompanie gestoßen war, war Dainn der Einzige gewesen, der ihn mit offenen Armen empfangen hatte, während die anderen ihren Schabernack mit ihm, dem Frischling, getrieben hatten. Seitdem waren sie Freunde. Längst waren

auch die anderen seine Freunde, und seit er zum Hauptmann befördert worden war, auch seine Untergebenen. Damals allerdings, als Elathar zum ersten Mal davon gehört hatte, zu welcher Art von Einheit sein Vater ihn schickte, hatte ihm das eine Höllenangst gemacht. Mit Ausnahme der Offiziere waren die meisten Mitglieder einer Lumpenkompanie ehemalige Diebe und Betrüger. Verbrecher, die man vor die Wahl gestellt hatte, in den Kerker zu wandern oder ihre Schuld im Dienst der königlichen Armee abzuleisten. Lebenslang.

Es gab nur wenige Kompanien dieser Art, und die meisten taten ihren Dienst in Garnisonen wie seiner: an abgelegenen Orten, an denen die wenigsten Soldaten freiwillig sein wollten. Elathar störte sich schon lange nicht mehr daran – weder an der Zusammensetzung seiner Einheit noch an seinem Einsatzort und den ihnen zugeteilten Aufgaben. Die Männer waren ein rauer Haufen, doch keiner von ihnen war so schlimm wie der Ruf, der ihnen vorausging. Diejenigen, die es waren, blieben für gewöhnlich nicht lange. Entweder desertierten sie oder sie wandten sich erneut dem Verbrechen zu – beide Wege endeten zumeist am Galgenbaum.

Elathar fragte sich, was es über ihn aussagte, dass er lieber einen Haufen ehemaliger Verbrecher kommandierte, als sich jetzt auf den Weg zu seiner Familie zu machen. Allerdings hatte die Begegnung mit Rissa seine Laune derart gehoben, dass nicht einmal das bevorstehende Zusammentreffen mit seinem Vater und der Königin seine Stimmung drücken konnte.

2

Rissa blickte Hauptmann Elathar und seinem Begleiter hinterher, bis sie in der Dunkelheit nicht mehr zu sehen waren. Erst dann gab sie ihren weichen Knien nach und ließ sich auf eine Bank sinken.

Was hatte sie sich nur dabei gedacht? Sie hätte ihn im Saal nicht beobachten sollen und sich erst recht nicht auf einen Spaziergang oder gar ein Gespräch einlassen dürfen. Ihr erster Impuls, als sich ihre Blicke begegnet waren, war gewesen, sich abzuwenden. Aber genau das wollte sie nicht. Der Mann, der sich so offensichtlich fehl am Platz fühlte, hatte sie fasziniert. Ihr gefielen seine kantigen Züge ebenso wie die Entschlossenheit in seinem Blick. Anfangs hatte sie seinen Blick für finster gehalten, jedoch schon bald festgestellt, dass es die geraden dunklen Augenbrauen waren, die diesen Anschein erweckten. Schon bevor er sich ihr vorgestellt hatte, war ihr seine Haltung aufgefallen. Die Haltung eines Kriegers, aufrecht und stolz. Elegant, aber tödlich. In der Art, wie er den Kopf hielt, lag eine gewisse Überlegenheit, die zu besagen schien, dass er mit jedem Gegner fertigwurde. Vielleicht war es gerade diese Furchtlosigkeit, die sie angezogen hatte. Eine Furchtlosigkeit, die sie sich für sich selbst wünschte. Was war schon dabei, sich einen Abend lang zu amüsieren? Nur ein einziges Mal. Nach dem Ball würde sie ihn ohnehin nicht wiedersehen.

Dieser Gedanke war es gewesen, der sie in Sicherheit gewiegt hatte. Wie trügerisch diese Sicherheit war, hatte sie im Laufe ihrer Unterhaltung feststellen müssen. Dieser so

freundliche Mann war womöglich die größte Bedrohung, der sie in Naranor hätte begegnen können. Seine Aufgabe war es, Zauberer aufzuspüren! Als er davon erzählt hatte, war ihr übel geworden, und sie hätte am liebsten die Flucht ergriffen. Zu ihrer Erleichterung hatte er angenommen, dass ihr seine Schilderungen aufs Gemüt geschlagen waren. Was ja auch stimmte – nur dass der Grund ein anderer war, als er vermuten mochte. Rissa war keineswegs zart besaitet – aber sie war eine Zauberin. Und das machte den Hauptmann zu einer Gefahr.

Ihr Vater, dem die Gabe der Magie ebenfalls in die Wiege gelegt war, hatte sie immer gewarnt. Ihr ganzes Leben lang hatte er ihr eingeschärft, sich von anderen fernzuhalten. »Nähe offenbart Geheimnisse. Vertrauen kann dich umbringen.« Mit dieser Warnung war sie aufgewachsen.

Wenn er ihr wenigstens beigebracht hätte, ihre Magie in all ihren Facetten zu nutzen – doch solange sie zurückdenken konnte, hatte ihr Vater ihr stets verwehrt, sie zu unterrichten. Erst als er vor einigen Jahren in Falinns Dienst getreten war und sie nicht länger von Ort zu Ort ziehen mussten, immer in der Angst, als das erkannt zu werden, was sie waren, hatte sich das geändert. Ihr Vater hatte sich in den ungenutzten Kellern tief unter der Burg ein Labor eingerichtet, einen Ort, an dem er sich sicher fühlte.

Rissa wusste nicht, was er dort unten trieb – sie wusste nicht einmal, ob der Fürst von diesen Räumen wusste. Ihr selbst war es lange Zeit verboten gewesen, dorthin zu gehen. Erst als ihr Vater vor zwei Jahren herausgefunden hatte, dass sie über die seltene Gabe des Aufspürens verfügte, hatte er sie mit in sein Allerheiligstes genommen, wobei er sie nur in einen der Räume ließ, während der andere stets abgesperrt blieb. Das Aufspüren von Magie war eine Gabe, die nur wenigen Zauberern in die Wiege gelegt war, und ihr Vater wollte nicht, dass Rissa dieses seltene Talent verkümmern ließ. Er selbst aller-

dings war des Aufspürens nicht mächtig, weshalb es sich für ihn auch schwierig gestaltete, sie darin zu unterweisen.

Immer wieder bat Rissa ihn, ihr auch andere Dinge beizubringen, doch er lehnte jedes Mal ab. »Solange du keine Magie einsetzt«, pflegte er zu sagen, »wird niemand herausfinden, was du bist. Dann bist du in Sicherheit.«

Ihren Einwand, dass das Aufspüren doch auch Magie war, ließ er nicht gelten, da er der Ansicht war, dass es ihr womöglich einmal das Leben retten könnte, wenn sie in der Lage war, einen Zauberer und dessen Werk zu erkennen.

»Ich verfüge über den Blick. Sollte das nicht genügen?«

Der *Blick* hatte nichts mit Magie zu tun. Er war eine angeborene – wenn auch seltene – Fähigkeit, über die auch normale Menschen verfügen konnten und die es ermöglichte, eine magische Täuschung zu durchschauen und zu erkennen, was sich wirklich dahinter verbarg.

»Damit«, hatte ihr Vater erwidert, »erkennst du den Zauberer, aber noch lange nicht den Zauberer. Außerdem funktioniert es nur, wenn dein Auge darauf fällt. Was aber, wenn du bewusst etwas finden musst?«

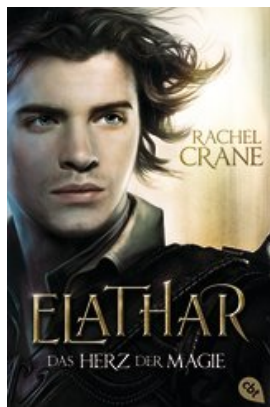
Rissa konnte sich nicht vorstellen, warum das je der Fall sein sollte, vermied aber jede weitere Diskussion. Längst war ihr klar geworden, dass ihr Vater nicht nachgeben würde. Und wenn sich Dalkur einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte er mindestens so stur sein wie sie selbst.

Wie gern hätte sie all die Dinge gelernt, die er über die Magie wusste – und die er damit vollbringen konnte. Doch statt sie in der Anwendung ihrer Kräfte zu unterweisen, hatte er die letzten beiden Jahre darauf verwandt, ihr beizubringen, ihre Energie zu kanalisieren und sie dazu zu verwenden, andere Magie aufzuspüren. Inzwischen war sie gut darin geworden. Es kostete sie immer weniger Konzentration, die Zauber zu finden, die ihr Vater in seinem Labor für sie versteckte, ganz egal, ob es sich dabei um einen Blitz handelte,

den er hinter einer Reihe von Büchern in einem der Regale verborgen hatte, oder um einen winzigen Käfer, den er für ihre Augen hatte unsichtbar werden lassen.

Rissa hatte nicht begreifen wollen, warum eine Form der Magie sicherer sein sollte als eine andere. Ihr erschien es besser, wenn sie ihre Kräfte kennen und einzuschätzen lernte, statt dass plötzlich ein Zauber unkontrolliert aus ihr hervorbrach. Deshalb hatte sie die Warnung ihres Vaters in den Wind geschlagen und angefangen, heimlich mit ihren Kräften zu experimentieren. Angeleitet vom Vorbild ihres Vaters, hatte sie sich einen verlassenen Lagerraum gesucht, einen Ort, bei dem sie sicher war, dass sich dort niemand hin verirrt. Unglücklicherweise waren ihre ohnehin spärlichen Energiereserven nach den Übungsstunden mit ihrem Vater häufig aufgebraucht, sodass sie weit weniger experimentieren konnte, als sie es sich gewünscht hätte. Nachdem sie jedoch erst einmal begriffen hatte, wie ihre Magie im Grundsatz funktionierte, war es leichter geworden. Zauber, die darauf abzielten, die Elemente zu manipulieren, fielen ihr am leichtesten. Ganz besonders dann, wenn sie in der Lage war, das entsprechende Element zu berühren. Je greifbarer etwas war, desto einfach war es zu beeinflussen. Unglücklicherweise waren ihren Kräften deutliche Grenzen gesetzt, weshalb sie die Zeiten, in denen sie nicht üben konnte, darauf verwandte, mehr über die Magie in Erfahrung zu bringen. Sie las alte Schriften, die sich im Besitz ihres Vaters befanden, und lauschte den Legenden der Geschichtenerzähler. Es war kein geheimes Wissen, das sie sich dabei aneignete, aber zumindest eine tiefere Kenntnis über die Vergangenheit der Zauberer und darüber, wo und wie sie gelebt hatten.

Trotz ihrer Übungen hatte sie in Gegenwart anderer Menschen noch nie gewagt, einen Zauber einzusetzen. Zu groß war ihre Angst, jemand könne ihre Magie durchschauen und herausfinden, was sie war. Jemand wie der Hauptmann.



Rachel Crane

Elathar - Das Herz der Magie

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 528 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-570-31028-1

cbt

Erscheinungstermin: März 2016

Einst war Elathar nur der ungeliebte Bastard des Königs von Tharennia. Jetzt ist er der Einzige, der das Reich noch retten kann. Durch den Verrat seines Halbbruders fiel das Reich in die Hände des Feindes. Einzig Elathar leistet noch Widerstand. Doch erst durch die junge Rissa erfährt er von den Plänen seiner Gegner: Sie wollen das Herz der Magie aufspüren. Gemeinsam finden sie sich in einem Kampf wieder, bei dem weit mehr als nur ihr Leben auf dem Spiel steht. Doch so sehr Rissa Elathar helfen will, so sehr muss sie auch gegen ihre Gefühle ankämpfen, denn wenn er herausfindet, dass sie über die verbotene Gabe der Magie verfügt, wird er sie töten.



[Der Titel im Katalog](#)